

Liebe Schwestern und Brüder,

„Die Hoffnung aber lässt nicht zugrunde gehen.“ Dieses Wort des Apostels Paulus an die Gemeinde in Rom ist die Überschrift sowohl für den heutigen Weltmissionssonntag als auch für das Kirchweihjubiläum der Gemeinde St. Wilhelm in der Pfarrei Johannes der Täufer.

Eines der beiden Länder, auf die der diesjährige Weltmissionssonntag unseren Blick lenkt, ist Myanmar. Schauen wir auf die letzten 60 Jahre in Myanmar und in Spandau. In dieser Zeit hat sich die Bevölkerung von Myanmar fast verdreifacht. Nur 0,1% der Menschen in Myanmar gehören keiner Religionsgemeinschaft an. Die meisten der 99,9 % sind Buddhisten, 4% Christen, davon ein Viertel, also 1% der gesamten Bevölkerung katholisch. Zum Islam bekennen sich ebenfalls etwa 4%. Bis auf eine kurze Epoche von 10 Jahren wurde das Land von einer Militärdiktatur beherrscht; so auch gegenwärtig. Das Militär bombardiert die eigene Bevölkerung. 100 religiöse Gebäude wurde in den letzten Jahren zerstört, darunter 67 Kirchen. Hinzu kommen die Schäden durch das starke Erdbeben, das im April 2025 allein 1.800 Schulen schwer beschädigt oder zerstört hat. Ein Drittel der Menschen in Myanmar sind auf humanitäre Hilfe angewiesen. Überträgt man diese Zahl auf unser eigenes Land, müssten in Deutschland etwa 27 Millionen Menschen humanitäre Hilfe beanspruchen.

Die 60 Jahre in St. Wilhelm und überhaupt hier in Spandau sind anders verlaufen. Keine Diktatur, sondern Aufbau und Demokratie. Fortschritte in der Mobilität: Wer hatte vor 60 Jahren ein Auto und wer heute? Ebenso eine enorme Ausweitung der Medienlandschaft: z.B. gab es vor 60 Jahren nur 2 Fernsehprogramme und heute stehen überall Fernseher, die teilweise 100 Programme empfangen können; ganz zu schweigen von anderen digitalen Medien und der Entwicklung der Social Media. Auch im Bewusstsein der Menschen hat sich viel geändert: Ganz persönlich kann ich sagen, dass ich, der ich seit meinem 5. Lebensjahr eine starke Hörbeeinträchtigung habe, in der Schule von Inklusion nur träumen konnte. Ich freue mich darüber, dass heute Kinder mit einem aus welchem Grund auch immer höheren Unterstützungsbedarf soweit es möglich ist und ihnen gut tut, in die Regelschule integriert werden. Auch dass unser insgesamt Schulsystem durchlässiger geworden ist und man nicht von klein auf in eine Schule aufgenommen wird, aus der man kaum noch herauskommt, ist ein Fortschritt. Ebenso hat sich auch innerhalb der Kirche viel verändert. Sie hat an Glaubwürdigkeit und Bedeutung in der Gesellschaft verloren und als moralische Instanz Schaden genommen. Gleichzeitig hat sie auch gewonnen, indem sie sich mehr mit den Menschen guten Willens vernetzt hat. Der Bischof von Berlin, Alfred Kardinal Bengsch, der diese Kirche St. Wilhelm vor 60 Jahren geweiht hat, stand einer Öffnung der Kirche auf die Gesellschaft hin kritisch bis ablehnend gegenüber. Von der 2393 Bischöfen, die während des II. Vatikanischen Konzils über die über die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ (Die Kirche in der Welt von heute) abstimmten, stimmten 2309 dafür. Das heißt, sie stimmten für eine Kirche, die nicht nur die Hoffnung und die Nöte der Katholikinnen und Katholiken teilt, sondern an der Freude und dem Leiden aller Menschen Anteil nimmt. Nur 75 Bischöfe

lehnten dies ab, unter ihnen Kardinal Bengsch. Diese Kirche St. Wilhelm aber, die er geweiht hat, wurde von Menschen zu einem Ort entwickelt, an dem Gott begegnet und er gefeiert wird und ebenso in den Armen und Bedürftigen das Gesicht Jesu erkannt wird, der in dem großen Raum unter dieser Kirche auf vielfältige Weise Hilfe und Unterstützung erfährt.

Einer der Bischöfe in Myanmar, Bischof Celso Ba Shwe, floh mit vielen Gläubigen in den Dschungel, als das Militär im November 2023 die Kathedrale angriff. Seitdem lebt er mit den Menschen im Dschungel. Wenn er bedauert wird und man ihn fragt, ob er nicht die Kathedrale vermisst, antwortet er: Die Kathedrale bilden die Menschen, die hier mit mir leben. „Wenn wir zusammen beten, zusammenbleiben und füreinander sorgen, dann ist die Kirche da.“ Dies erinnert mich an das Kunstwerk von Auguste Rodin (vielleicht hat es Camille Claudel geschaffen und er es ihr weggenommen), das den Titel „la cathédral“ (die Kathedrale) trägt. Zwei rechte Arme sind so ineinander verdreht, dass sie einen Raum bilden, einen Schutzraum. Genau daran erinnert die 2. Lesung (1 Petrus, 2,4-9), die wir heute gehört haben: Bei der Kirche geht es nicht in erster Linie um Ziegelsteine und Beton. Es geht um uns und alle Menschen als lebendige Steine. Wir bauen Kirche, wir sind Kirche. Aber wir bauen sie nicht nach unseren eigenen Maßstäben und Wünschen, sondern orientieren uns an Jesus Christus. Er ist ein besonderer unter den lebendigen Steinen; er ist der Eckstein, der das Gebäude ausrichtet.

Wie in den letzten 60 Jahren versammeln wir uns heute in dieser Kirche. Ebenso tun es Menschen in Myanmar und überall auf der Welt. Schon im Alten Bund, im ersten Bund Gottes mit den Menschen, wurde Wert darauf gelegt, an einem Tag der Woche ganz bewusst Zeit für Gott zu nehmen. In der 1. Lesung (Jesaja 56,1.6-7) mahnt der Prophet, sich am 7. Tag, dem Sabbat, auf Gott zu besinnen. Am 7. Tag soll der Mensch sich erinnern, dass er sich nicht selbst erschaffen hat. Gott, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, hat einen Anfang gesetzt, wie immer dieser aussah. Ohne Gott hätte es keinen Anfang der Welt gegeben. Wir treffen uns am Sonntag, dem 1. Tag der Woche, um ebenfalls für die Schöpfung zu danken, gleichzeitig aber auch für die Auferstehung. Am 1. Tag der Woche ist Jesus auferstanden. Der Sonntag öffnet unseren Blick für diese Auferstehung. Kirche, dieses Gebäude aus Beton, und die Kirche, gebildet aus uns, den lebendigen Steinen, müssen wir in ihrer Bedeutung zusammen betrachten. Es geht darum, Menschen spüren zu lassen, dass Kirche einen Mehrwert hat: Wenn sie in den Armen Christus begegnet, mit den Bedürftigen Freude und Leid teilt, die Türen öffnet, um Menschen Raum und Zeit zu schenken und sie in diesem Leben zu unterstützen. Sie hat auch einen Mehrwert, wenn sie die Hoffnung wachhält über das irdische Leben und den Tod hinaus. Das gute Wort und das Gebet, die gute Tat und das Zeugnis der Hoffnung gehören zusammen. Weder der Pharisäer, der Gebet und gute Taten vorweist, noch der Zöllner, von denen wir im heutigen Evangelium gehört haben, sind perfekt. Weder der Zöllner noch der Pharisäer kann sich selbst erlösen. Wie diese sind auch wir angewiesen auf den Dreieinen Gott, der uns erlösen wird. 60 Jahre St. Wilhelm, das bedeutet eine Menge Leben. Das bedeutet auch eine Menge Hoffnung auf ewiges Leben. Denn, wie es im 1. Johannesbrief heißt: „Was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden.“ Die Hoffnung lässt nicht zugrunde gehen. Das beinhaltet auch jene Hoffnung, die über 60 Jahre, ja sogar über den Tod hinausgeht. Amen.